

war freigestellt, in welcher Reihenfolge sie hinaufsteigen und das Haupt unter das Fallbeil legen wollten. Nur das hatte der Convent bestimmt, daß Madame Elisabeth die Letzte sein sollte in der Reihe, und nur Toulan sollte ihr nachfolgen.

Strahlend und hell war das Antlitz der Prinzessin, strahlend und hell die Erscheinung ihres improvisirten Hofes, dessen Ceremonienmeister der Tod war. Die Herren hatten es sich als eine Gnade erbeten, daß sie den Damen voranschreiten durften auf das Schaffot. Einer nach dem andern schritten sie die Treppe hinauf, und im Vorüberstreiten grüßten die Cavaliere die Prinzessin tief und ehrfürchtvoll, wie sie es bei Hofe gethan. Und Madame Elisabeth dankte ihnen mit einem Lächeln, das nicht mehr dieser Welt angehörte.

Als die Häupter der zwölf Cavaliere gefallen waren, als man die Körper beseitigt, die Köpfe in den Korb geworfen, und das Schaffot von dem Blut ein wenig gesäubert hatte, kam die Reihe an die Damen. Jede von ihnen erbat es sich als eine Gnade, zum letzten Abschied die Tochter der Könige umarmen zu können, und mit dem Kuß, welchen Elisabeth auf ihre Rippen drückte, schenken eine himmlische Freudigkeit in den Herzen der Frauen aufzublühen. Lächelnd bestiegen sie das Schaffot, lächelnd neigten sie ihr Haupt unter das Fallbeil.

Jetzt hatte die Letzte der Damen, die Marquise von Crussol d'Amboise, den Todeskuß von der Prinzessin empfangen, und schritt die Stufen des Schaffots hinauf.

Nur Elisabeth und Toulan befanden sich noch am Fuße desselben.

„Fidèle,“ flüsterte Elisabeth mit sanfter Stimme, „bald werde ich nun bei meinem Bruder und bei meiner Schwester sein. Gib mir die Hand, Bruder. Du sollst mich in den Tod geleiten, und ich will Dir drüben am Anfang des neuen Lebens meine Hand geben, und Dich zu Marie Antoinette führen. Schwester, will ich ihr sagen, dies ist das einzige treue und gute Herz, welches auf Erden für Dich geschlagen, und ich bringe es Dir, damit Du Dich auch im Himmel seiner freuest. Toulan, es giebt für alle Menschen nur einen Ehrenittel, das ist Fidèle. Jeder Mensch ist gleich dem Hiob, der inmitten seiner Leiden die Stimme Gottes vernahm, welche zu ihm sprach: „Sei getreu bis in den Tod und ich will Dir die Krone des Lebens geben!“

Eben rasselte das Fallbeil nieder, ein dumpfer Laut, und das Haupt der Marquise Crussol d'Amboise fiel in den Korb.

„Elisabeth Capet! Jetzt ist die Reihe an Dir! Komm herauf!“

„Ich komme!“

Sie schritt nach dem Schaffot. In ihrem weißen Gewande mit dem durchsichtigen verklärten Angesicht

gleich sie einem Engel. Es schien Toulan, als wenn ihr Fuß gar nicht mehr die Erde berühre. Er folgte ihr bis zum Schaffot, und wie sie die Stufen hinaufschwaben wollte, legte er sanft seine Hand auf ihren Arm.

„Prinzessin, ich habe Ihnen noch ein Geheimniß zu verkünden! Ich habe mit einem feierlichen Schwur gelobt, daß meine Lippen es keinem Sterblichen verrathen sollten. Aber Sie, Elisabeth, gehören schon zu den Unsterblichen, der Friede Gottes leuchtet von Ihrer Stirn, und ich will, daß sie mit einer letzten Erdenfreude sich aufschwingen in den Himmel. Hören Sie also mein Geheimniß: „Der Knabe, welcher im Temple schmachtet, ist nicht der Dauphin. Ich habe das Versprechen erfüllt, welches ich der Königin gegeben, ich habe den Dauphin gerettet, und er befindet sich jetzt in der Vendée unter sicherer geheimer Obhut des Prinzen Condé.“

„Elisabeth Capet, komme herauf, oder wir müssen Dich mit Gewalt heraufholen.“

„Ich komme! Lebe wohl, Fidèle, Du hast die Wahrheit gesagt, Du hast mir die letzte Erdenfreude bereitet. Ich danke Dir. Küsse jetzt meine Lippen, gib Deiner Schwester den Todeskuß, Fidèle. Lebe wohl, mein Bruder!“

Er berührte die Lippen, die sich mit einem traurigen Lächeln ihm zuneigten. „Lebe wohl, meine Schwester!“

Sie schritt die Stufen hinauf, und auf dem Schaffot angelangt, löste sie mit ruhiger Gelassenheit den Schleier und machte ihre Toilette des Todes.

An dem Fuße des Schaffots lag Toulan auf seinen Knien. Seine großen Augen, welche zu Elisabeth emporgerichtet waren, strahlten in seliger Verzückung, und in seinem Herzen leuchteten, wie von einem feurigen, diamantblendenden Finger geschrieben, heilige und tröstende Worte auf, welche Toulan selber mit frommer Andacht las.

„Die Liebe überwindet den Tod! Die Liebe überwindet auch das Leben. Die Liebe welche die höchste Freundschaft ist, und die Freundschaft, welche die höchste Liebe ist, diese Liebe hebt empor über alle Erdenliebe, und um dieser Liebe willen mußt Du Alles hingeben und fahren lassen, was Du sonst noch auf Erden werth gehalten, und was Dir nahe gestanden in irdischer Zärtlichkeit. In dieser Liebe hast Du gelebt, in dieser Liebe sollst Du sterben und eingehen in den Himmel!“

„Toulan, komm herauf! Hörst Du nicht, Toulan, daß wir Dich rufen? Siehst Du nicht, daß Elisabeth Capet Dir Platz gemacht hat?“

Er hatte es nicht gesehen, wie das edle Haupt der Prinzessin hinabgefallen war in den Korb, hatte es nicht gehört, daß die Denker ihn gerufen. Er hatte nur die Diamantenschrift der geoffenbarten Liebe in seinem Herzen gelesen.

Jetzt schritt er die Stufen hinan, und sein Antlitz leuchtete in demselben Strahl des Entzückens, welcher Elisabeth's Stirn umglänzt hatte.

Ein lauter gellender Schrei ertönte aus der Menge, in welcher ein junges Weib ihren Nachbarn ohnmächtig in die Arme sank, während der Knabe, der neben ihr stand, die Arme nach dem Schaffot emporstreckte, und mit lautem Schmerzensschrei rief: „Vater! Lieber Vater!“

Toulan wandte sich nicht zu ihnen hin. Kein Erdenweh hatte mehr Raum in dieser Seele, welche den Schmerz überwunden und die ewige Freudigkeit in sich aufgenommen hatte.

Ruhig neigte er sein Haupt unter das Fallbeil. „Die Liebe ist Gott,“ sagte er ganz laut. „Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott —“

Das Fallbeil rasselte hernieder und schnitt die letzten Worte von Toulan's Lippen.

29.

Ohne Namen und Stand.

Der Prinz von Condé ging mit lebhaften Schritten in seinem Cabinet auf und ab. Seine Seiten war düster, seine Augen waren trübe, und zuweilen hob er die Hand empor und fuhr sich über dieselben hin, als wolle er den Schleier beseitigen, der ihm den Blick trübte.

„Es muß sein,“ sagte er nach einer Weile entschlossen zu sich selber. „Ja, es muß sein! Ich sehe kein anderes Mittel, ihn vor den Nachstellungen seiner Freunde und seiner Feinde zu retten. Er muß fort, und das so gleich!“

Er trat hastig an den Tisch, schellte heftig und befohl dem eintretenden Kammerdiener den fremden Knaben, welcher gestern angekommen, zu ihm zu führen.

Wenige Minuten später öffnete sich die Thür, und ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren, mit großen blauen Augen, blondgelockt, zierlich von Gestalt, zart von Gesichtsfarbe, trat in das Cabinet.

Der Prinz von Condé schien von seinem Anblick auf das Tiefste bewegt. Er eilte mit offenen Armen dem Knaben entgegen, drückte ihn fest an sein Herz und küßte sein lockiges Haar und seine Augen.

„Willkommen, oh seien Sie mir tausend Mal willkommen,“ sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme. „Wie lange habe ich diesen Augenblick ersehnt, und wie glücklich bin ich, daß er endlich gekommen ist. Sie sind gerettet, Sie sind der Freiheit, dem Leben wiedergegeben, und es erwartet Sie hoffentlich eine große und glänzende Zukunft.“

„Dann werde ich sie Ihnen zu verdanken haben, mein Cousin,“ sagte der Knabe mit seiner lieblichen,

wohlklingenden Stimme. „Sie haben mich erlöst aus dem fürchterlichen Gefängniß, und ich danke Ihnen das Leben. Auch ich bin froh, daß ich Sie endlich sehe, denn ich wollte Ihnen so gern meinen Dank sagen, und ich habe jeden Abend zu Gott gebetet, daß er mir das Glück gönnen möchte, endlich meinen lieben Vetter, den Prinzen von Condé, begrüßen zu können.“

Der Freudenstrahl auf dem Angesicht des Prinzen war längst verblaßt, und eine Wolke lagerte sich auf seiner Stirn, wie er mit einem scheuen, forschenden Blicke sich umschaute im Zimmer, als fürchte er, irgend Jemand könne außer ihm die Worte des Knaben gehört haben.

„Nennen Sie mich nicht Ihren Cousin,“ sagte er leise, und selbst seine Stimme war verändert, war düster und heiser.

Der Knabe heftete seine großen blauen Augen mit einem Ausdruck der Verwunderung auf das verbüßerte Antlitz des Prinzen von Condé.

„Sie freuen sich nicht mehr, mich hier zu sehen? Es ist Ihnen unangenehm, wenn ich Sie meinen Cousin nenne?“

Der Prinz antwortete nicht sogleich, sondern ging wieder mit großen Schritten auf und ab, dann blieb er vor dem Knaben stehen, der mit unbefangener Ruhe seinen bestigen Bewegungen zugeschaut hatte.

„Sehen wir uns,“ sagte der Prinz von Condé, „sehen wir uns und plaudern wir!“

Er reichte dem Knaben die Hand, führte ihn zu dem Divan, und nachdem dieser auf demselben sich niedergelassen, schob der Prinz sich einen Fauteuil heran, und nahm dem Knaben gegenüber Platz.

„Plaudern wir,“ wiederholte er. „Ich möchte vor allen Dingen wissen, ob Sie ein gutes Gedächtniß haben, denn man hat mir gesagt, daß Ihr Kopf gelitten hätte, daß Sie keine Erinnerung von der Vergangenheit bewahrt hätten.“

Ein sanftes, trauriges Lächeln umspielte die Lippen des Knaben. „Ich habe, wie man es mir geheißen hat, von der Vergangenheit geschwiegen,“ sagte er, „aber ich habe sie nicht vergessen.“

„Sie erinnern sich Ihrer Mutter?“ fragte der Prinz.

Der Knabe zuckte zusammen, eine glühende Röthe flog über seine Wangen hin, der dann eine tiefe Blässe folgte. „Monieur,“ fragte er mit zitternder Stimme, „wäre es wohl möglich, daß ich meine theure Mama Königin vergessen könnte. Meine Mama Königin, die ihren kleinen Louis Charles so sehr geliebt hat? Ach, mein Herr, Sie würden mich das nicht gefragt haben, wenn Sie gewußt hätten, wie weh Sie mir gethan?“

„Ich bitte um Vergebung,“ sagte der Prinz zerlegen. „Ich sehe wohl, Sie erinnern Sich. Aber lassen Sie mich Sie noch einmal prüfen. Wollen Sie mir erzählen, was Ihnen geschehen, seit Sie Ihren grausam-

men Pflegerkern entführt worden? — Wie hießen doch diese Leute und was waren sie?“

„Meine Pflegerkern, oder meine Peiniger hießen Bürger und Bürgerin Simon. Der Mann war Schuster gewesen, aber nachher war er Aufseher und Schließer im Temple, und als man mich von meiner Mama, meiner Schwester und Tante fortnahm, mußte ich bei diesen schrecklichen Leuten im Temple wohnen.“

„Es ging Ihnen schlecht dort?“

„Sehr schlecht, mein Herr! Ich ward beschimpft und gemißhandelt, und das Allerschlimmste war, daß sie mich zwingen wollten, schändliche Lieder auf meine Mama Königin zu singen.“

„Sie haben die Lieder aber nicht gesungen?“ fragte der Prinz von Condé.

Die Augen des Knaben flammten höher auf. „Mein,“ sagte er stolz, „ich habe sie nicht gesungen. Sie hätten mich todt schlagen können, ich wäre lieber gestorben, als daß ich es gethan hätte.“

Der Prinz nickte beifällig. „Und wie kamen Sie von diesen Leuten fort?“ fragte er.

„Sie wissen es wohl, Prinz von Condé,“ erwiderte der Knabe lächelnd, „Sie sind es ja, der mich hat befreien lassen.“

„Erzählen Sie mir von dieser Befreiung ein wenig,“ bat der Prinz, „und sagen Sie mir, wie es Ihnen seitdem ergangen ist. Ich habe, wie Sie meinen, zu Ihrer Befreiung beigetragen, aber jedenfalls bin ich doch nicht persönlich dabei thätig gewesen. Wie entkamen Sie aus dem Temple?“

„Man hatte mich in einen Korb mit Wäsche gepackt, den die Bürgerin Simon bei ihrem Auszug aus dem Temple mit sich nahm. Sie übergab diesen Korb mit Wäsche, in welchem ich verborgen war, einer Wäscherin, welche uns an dem Thore von Macon erwartete. Sie hatte ein kleines Wägelchen mit Eisen bespannt bereit stehen, der Korb ward aufgeladen, und fort ging es bis nach einem Dorfe, dessen Namen ich nicht weiß. Dort machten wir Halt, ich ward aus dem Korbe genommen und in ein Haus gebracht, in welchem wir ein paar Stunden blieben, uns ausruhten und umkleideten.“

„Wir? Wen verstehen Sie unter Wir?“

„Mich und die vermeintliche Wäscherin,“ erwiderte der Knabe. „Diese Wäscherin war aber Niemand anders als der Herr von Farjaves, den ich schon lange kannte, und der mit Fidéle, ich wollte sagen mit Toulan, den Plan zu meiner Flucht ersonnen und ausgeführt hatte. Herr von Farjaves kleidete sich nun um, ich bekam auch andere Kleider, und nachdem wir den ganzen Tag in dem Hause versteckt gewesen, bestiegen wir Abends einen Wagen und fuhren die ganze Nacht durch. Am nächsten Tage blieben wir wieder irgendwo in einem Hause versteckt, und setzten die Nacht unsere Reise fort.“

„Sagte man Ihnen, wohin die Reise ginge?“

„Herr von Farjaves sagte mir, daß der Prinz von Condé mein Beschützer und Retter sei, daß dieser großmüthige Prinz die nöthigen Gelder hergegeben habe, und daß ich auf einem seiner Schlösser so lange verborgen bleiben sollte, bis der Prinz mir sagen würde, daß es an der Zeit sein würde, mich öffentlich anzuerkennen. Bis dahin, sagte mir Herr von Farjaves, sollte ich niemals von der Vergangenheit sprechen, und kein einziges Wort verrathen von Allem, was mich betraf oder meine Familie. Er sagte mir, wenn ich dies nicht genau befolgte, so würde ich nicht bloß zu dem Schuster Simon zurückgebracht werden, sondern ich würde dann auch Schuld daran sein, daß man meiner Schwester Therese und meiner Tante Elisabeth das Leben nähme, wie man es meinen lieben Eltern gethan. Sie begreifen, mein Prinz, daß ich nun stumm war.“

„Ja, ich begreife. Wohin brachte Sie der Herr von Farjaves?“

„Auf eins der Schlösser des Prinzen von Condé in der treuen und schönen Vendée. Ach es war sehr schön dort, sehr friedlich und prächtig, und es waren sehr liebe und freundliche Menschen dort um mich. Sie sagten dort, ich wäre der Neffe des Prinzen von Condé, der wegen seiner geschwächten Gesundheit auf dem Lande leben müßte, und man umgab mich mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Ich hatte da auch einen Hofmeister, der mich unterrichtete, und dann kam auch zuweilen der tapfere General Charette zum Besuch auf das Schloß. Er war immer sehr aufmerksam und höflich gegen mich, und erzeigte mir allerlei Freundlichkeiten. Eines Tages bat er mich, einen Spaziergang mit ihm im Park zu machen. Ich that es natürlich, und da, wie wir eben in einer dunklen Allee gingen, fiel er vor mir auf die Kniee nieder, und nannte mich Majestät, und sagte, er wisse sehr wohl, daß ich der König von Frankreich sei, und daß der eble und getreue Prinz von Condé mich aus dem Gefängniß gerettet habe.“

„Diable,“ murmelte der Prinz in sich hinein, „unsere theuren Freunde sind immer unsere schlimmsten Feinde.“

Der Knabe achtete nicht auf das Gemurmel des Prinzen, sondern fuhr eifrig fort: „Der General beschwor mich, ich sollte es ihm eingestehen, daß ich der Sohn des Königs Ludwigs sei, und ich sollte ihm folgen, bei seiner kleinen Armee bleiben, die mich sofort anerkennen, und zum König von Frankreich ausrufen würde.“

„Und was antworteten Sie?“ fragte Condé gespannt.

„Mein Prinz,“ erwiderte der Knabe mit stolzer, ernster Miene, „ich habe Ihnen gesagt, daß ich dem Herrn von Farjaves mein Wort gegeben, nichts zu verrathen, bis Sie mir sagten, daß es an der Zeit sei. Ich konnte dem Herrn von Charette also nichts zuge-

sehen, und erwiderte ihm daher, daß er sich in einem großen Irrthum befände, und daß ich durchaus keine andere Ehre habe und beanspruche, als die, der Neffe des Herrn Prinzen von Condé zu sein.“

„Sie sagten das?“ fragte Condé erschrocken.

Der Knabe hob sein Haupt mit einer raschen Bewegung empor, und Etwas von dem stolzen und feurigen Wesen Ludwigs des Vierzehnten blühte in seinen Augen auf.

„Ich wußte damals noch nicht,“ erwiderte er, „daß dem Prinzen von Condé die Verwandtschaft mit mir nicht mehr genehm ist.“

Der Prinz machte eine verlegene Miene und schlug vor dem flammenden Blicke des Knaben die Augen nieder. „Fahren Sie fort, wenn ich bitten darf,“ sagte er leise. „Was that der General Charette, als Sie ihn zurückwiesen?“

„Erst bat er und weinte, und beschwor mich, ich sollte ihm vertrauen, und vor ihm, als dem treuesten und besten Royalisten, mein Incognito ablegen. Da ich dennoch aber standhaft blieb und nichts verrieth, ward der General von Charette wüthend, stieß mich von sich, hob die geballten Fäuste drohend empor, und schwur, er wolle sich an denen rächen, die ihn betrogen und hintergangen hätten, da er es nun wohl einsehe, daß ich kein Bourbon sei, denn der Sohn meiner Väter würde nicht so feig und erbärmlich handeln, seine Herkunft und seinen Namen zu verleugnen.“

„Und Sie schwiegen trotz dieser Herausforderung?“

„Ja, mein Herr, ich schwieg, und ließ Herrn von Charette trotz seines Schmerzes und seines Zornes bei dem Glauben, er habe sich getäuscht, oder vielmehr er sei getäuscht worden.“

„Oh,“ rief Condé, „man sieht es wohl, daß Sie in der Schule der Leiden gestählt worden, und daß die Jahre des Unglücks doppelt zählen, denn Sie haben, trotz Ihrer zwölf Jahre, gehandelt wie ein Mann.“

„Mein Prinz,“ sagte der Knabe stolz, „die Bourbons sind mit funfzehn Jahren majorenn, und dürfen nach dem Gesetz als selbstständig regierende Könige die Krone von Frankreich tragen. Sie müssen also früh anfangen zu lernen. Dies war die Meinung der Königin Marie Antoinette, die mich in meinem fünften Jahre schon lesen lehrte. Sie, mein Prinz, haben in großmüthiger Fürsorge Alles gethan, um mich zu befähigen, daß ich dereinst den Befehlen meines Hauses genügen könnte, wenn es Gott gefallen sollte, daß der Sohn meines unglücklichen theuren Vaters den ererbigten Thron der Bourbonen wieder einnehmen dürfte. Sie haben diese zwei Jahre, welche ich in Verborgenheit und Stille auf Ihrem Schlosse in der Vendée lebte, für mich zu einem starken und festen Fundament gemacht, auf welchem sich das Gebäude meines Lebens aufrichten kann. Ich habe, Dank den ausgezeichneten Lehrern, welche Sie mir gegeben, Gelegenheit gehabt, viel zu lernen und zu studiren, und Alles das nachzu-

holen, was in den letzten Jahren der Erniedrigung versäumt und vergessen war.“

„Ihre Lehrer geben Ihnen das Zeugniß, daß Sie von unermüdetem Fleiße gewesen, und in Monaten mehr gelernt haben, als Andere in Jahren. Sie sprechen mehrere Sprachen, und sind besonders wie ich wünschte, in der Kriegswissenschaft und der Mathematik unterrichtet worden.“

„In den Studien der Könige und der Soldaten,“ sagte der Knabe mit einem stolzen Lächeln.

„Ich fürchte, Sie werden diese Studien zunächst nur für den Soldaten gemacht haben,“ seufzte Condé. „Ihre Aussichten sind sehr trübe, ja, trüber noch, als damals, wo Sie den Temple verließen. Diese zwei Jahre haben Ihre Lage noch gefährlicher gemacht. Es war ein Glück, daß Sie dieselben in Einsamkeit und Verborgenheit zubringen, und Ihre Erziehung vervollkommen konnten, und es wäre sicherlich segensvoll gewesen, wenn Sie noch einige Jahre länger dieser Ruhe und diesen Studien hätten nachhängen können. Aber Ihre Feinde hatten Ihnen unermüdet nachgeforscht, sie waren Ihnen auf der Spur, und hätte ich Sie noch länger dort gelassen, so würde man Sie eines Tages von einem Dolch oder einem Schuß durchbohrt im Park gefunden haben. Wie mir der Schloßcastellan berichtete, trieben sich allerlei verdächtige Leute in der Nähe des Schlosses und des Parks umher, und dies waren, wie ich vermuthete, die Emissaire Ihrer Feinde. Bei der ersten Benachrichtigung davon ließ ich Sie das Schloß verlassen, und unter sicherem Schuß hierher bringen. Jetzt erlauben Sie mir eine Frage. Wissen Sie, wer Ihre Feinde sind?“

„Ich glaube wohl, daß ich es weiß,“ erwiderte Louis Charles mit einem traurigen Lächeln. „Meine Feinde sind dieselben Menschen, welche meinen Vater und meine Mutter auf das Blutgerüst geführt, den Thron der Könige zerstört, und Frankreich statt der Krone eine rothe Mütze aufgesetzt haben. Meine Feinde sind die Republikaner, welche jetzt über Frankreich herrschen, und denen natürlich Alles daran gelegen sein muß, mich aus dem Wege zu schaffen, denn mein Leben ist ihr Sterben! Frankreich wird eines Tages der rothen Mütze überdrüssig werden, und wieder die Krone, die ihm gebührt, auf sein Haupt setzen wollen, sobald es erst sicher ist, daß der, welcher allein berechtigt ist, diese Krone zu tragen, noch am Leben ist.“

„Und wer meinen Sie, ist allein berechtigt, die Krone von Frankreich zu tragen?“

„Sie fragen, als ob Sie nicht wüßten, daß ich der einzige Sohn und Erbe des gemordeten Königs von Frankreich bin.“

„Der einzige Sohn, aber nicht der einzige Erbe. Man wird Ihnen dies Erbe streitig machen, man wird, selbst wenn Frankreich sich aus einer Republik in ein Königthum wieder umgestalten möchte, Alles thun, kein Mittel unversucht lassen, um Sie, den

Sohn Ludwigs des Sechszehnten, von dem Throne fortzubringen, und die Krone einem Andern aufzusetzen.“

„Mein Herr, wenn das Königthum siegt, gehört die Krone mir. Wer dürfte es alsdann wohl wagen, sie mir streitig zu machen?“

„Ihre Feinde! Nicht Diejenigen Ihrer Feinde, welche Sie vorher genannt haben, sondern die andere Hälfte Ihrer Feinde, von deren Existenz Sie, wie es mir scheint, noch keine Ahnung haben, Ihre Feinde, die Royalisten.“

„Wie denn, mein Prinz,“ fragte Louis Charles ganz erstaunt, „Sie nennen die Royalisten meine Feinde?“

„Ja, und sie sind es, mächtige, starke und unermüdliche Feinde. Bemerken Sie es denn nicht, daß sie sogar über mich schon Gewalt gewonnen haben, so daß ich es selbst hier in diesem Gemache nicht wage, Ihnen den Ihnen gebührenden Titel zu geben, aus Furcht, die Wände könnten Ohren haben, und mich verrathen, und die Gefahr, welche über Ihrem Haupte schwebt, nur noch vergrößern? Ich will Ihnen jetzt den gefährlichsten Ihrer Feinde nennen: es ist der Graf von Provence.“

„Wie, mein Oheim, der Bruder meines Vaters, er wäre mein Feind?“

„Er ist Ihr Feind, wie er der Feind Ihrer Mutter war. Glauben Sie mir, junger Mann, nicht das Volk in Frankreich hat die Revolution erzeugt, sondern die Prinzen haben es gethan. Der Graf von Provence, der Graf von Artois, und der Herzog von Orleans, das sind die ersten Revolutionäre gewesen, sie haben das Feuer an den Thron gelegt, sie haben es geschürt und genährt mit den Brochüren und Libellen, welche sie gegen die Königin Marie Antoinette über Frankreich austreuten. Sie thaten es aus Haß, aus Rache und aus Ehrgeiz. Die Königin Marie Antoinette hatte ihren Gemahl für sich und die Politik des Hauses Oesterreich gewonnen, sie hatte sich dadurch in Opposition gestellt zu dem Grafen von Provence und der ganzen königlichen Familie. Der Graf von Provence hat ihr das niemals verziehen, und er wird es auch Ihnen nie verzeihen, daß Sie der Sohn Ihrer Mutter sind. Der Graf von Provence, oder wie er sich jetzt nennt, der Graf von Lille, ist Ihr unversöhnlicher Feind, und er wird Alles thun, um Sie in's Verderben zu führen, denn der Graf von Lille ist ehrgeizig, und sein einziges Ziel ist: König von Frankreich zu werden!“

„König von Frankreich? Der Graf von Provence, der Bruder des Königs, könnte sein Nachfolger sein wollen, wenn ich, der Sohn des Königs, da bin, und mein Erbe fordere?“

„Man wird Ihre Forderung nicht anerkennen, man wird Sie verleugnen und für einen Betrüger erklären. Ach, der Graf von Provence ist ein eigensinniger und

harter Charakter. Er will seinen Weg machen, und wenn Sie ihm ein Hinderniß sind auf seinem Wege, so beseitigt er Sie, ohne Mitleid und ohne Gewissensbisse, glauben Sie es mir, der ich in diesen drei Jahren des Exils fast immer in der Nähe des Prinzen gewesen bin. Ich hatte mich wohl gehütet, den beiden Prinzen den Plan zu Ihrer Befreiung mitzutheilen, und auch nachdem Ihre Befreiung gelungen, schwieg ich, denn ein Geheimniß ist nur sicher, wenn es so wenig als möglich Mitwisser hat. Als man aber im vorigen Jahre von Paris aus die Benachrichtigung erhielt, daß der Knabe, welchen man im Temple als den sogenannten Sohn des enthaupteten Königs gefangen hielt, nach langer Krankheit gestorben sei, da wagte ich es dennoch, dem Grafen von Lille eine Andeutung über den wirklichen Thatbestand zu machen. Ich sagte ihm, ich glaube zu wissen, daß der König Ludwig der Siebenzehnte von treuen und ergebenen Dienern aus dem Temple befreit worden, und an einem sichern Orte verborgen gehalten werde. Wissen Sie, was der Graf von Provence mir darauf erwidert hat?“

„Ich bitte, sagen Sie es mir,“ seufzte Louis Charles leise.

„Er hat mir erwidert: „Ich rathe Ihnen, mein Vetter, dergleichen alberne Märchen nicht zu glauben, und sich nicht von schlaun Betrügern dupiren zu lassen. Mein unglücklicher kleiner Neffe ist im Temple gestorben, das ist eine von der Republik und allen ihren Behörden anerkannte und beglaubigte Thatsache, die Niemand ableugnen darf. Der Sohn ist nach einem langen Märtyrertum als ein neues Opfer der blutdürstigen Republikaner gefallen und wir tragen noch die Trauer um unsern heimgegangenen Neffen, den König Ludwig den Siebenzehnten. Sollte jetzt aber irgend ein kluger Kopf auf den schlaun Gedanken kommen, den Gestorbenen wieder auferstehen zu lassen, so werde ich der Erste sein, welcher ihn desavouirt und ihn für einen Betrüger erklärt.“ — Dies waren die Worte des Grafen von Lille, und Sie werden nun eingestehen, daß ich Recht habe, wenn ich den Grafen von Provence Ihren Feind nenne, und es nicht für gerathen hielt, ihm das Geheimniß Ihrer Befreiung mitzutheilen?“

„Ich gestehe es Ihnen ein,“ sagte der Prinz traurig. „Er würde das Geheimniß wohl für immer begraben haben.“

„Hören Sie nun weiter! Vor einigen Wochen ließ mich der Prinz nun zu sich rufen, und ich sah an seinem düstern Gesicht und an seinen blühenden Augen, daß er irgend eine unangenehme Nachricht mußte erhalten haben. Er ließ mich auch nicht lange auf die Bestätigung meiner Vermuthung warten. Mit seiner scharfen und schneidenden Stimme fragte er mich, was das für ein Neffe sei, den ich auf meinem Bergschloß in der Vendée erzühen ließe? Der General von Charette habe durch einen seiner Emisfaire ihm davon Nachricht gegeben, und ihm auch gemeldet, daß in der Vendée das Gerücht

ginge, dieser mein sogenannter Neffe sei der gerettete König Ludwig der Siebenzehnte, den ich aus dem Temple hätte befreien lassen. Auch er, der General von Charette, habe anfangs daran geglaubt. Er habe sich deshalb heimlich auf mein Bergschloß begeben, und den jungen vermeintlichen König aufgesucht. Da habe er sich überzeugt, daß jener Knabe durchaus keine Aehnlichkeit mit dem kleinen Prinzen Louis Charles habe, den der General ja früher in den Tuilerien gesehen, und daß er ganz gewiß nicht der Sohn Ludwigs des Sechszehnten sei.“

„Er hat es mir wohl gesagt, daß er sich rächen würde,“ murmelte Louis Charles. „Er schwur mir, daß ich der Stunde gedenken solle, in der ich ihm mein Vertrauen verweigert habe.“

„Er hat seinen Schwur erfüllt, denn er hat sich laut und öffentlich zu der Ansicht bekant, daß der König Ludwig der Siebenzehnte im Temple gestorben sei, und er hat seine Armee den Eid der Treue für den König Ludwig den Ahtzehnten, das heißt: für den Grafen von Provence oder Lille schwören lassen. Der Graf selber berichtete mir das, und dann setzte er mit drohender Stimme hinzu: „Ich rathe Ihnen, mein Vetter, daß Sie Ihren jungen Neffen entweder öffentlich als Ihren Neffen auftreten lassen, oder ihn für immer beseitigen. Ich rathe Ihnen ferner, sich nicht von Abenteurern und Heuchlern betrügen zu lassen. Man weiß, daß Sie zu den getreuesten Anhängern der Königin Marie Antoinette gehörten, und es mag Leute geben, welche Ihre Treue mißbrauchen und Ihnen vorzuschwindeln wollen, daß der arme kleine Louis Charles wirklich aus dem Temple gerettet sei. Leugnen Sie es nur nicht, man hat Ihnen damals sehr viel Geld abgenommen, und Sie glauben lassen, man bedürfe desselben zur Befreiung des jungen Königs von Frankreich. Es war eine Falle, welche man auf Ihre Loyalität und Ergebenheit berechnet hatte, und Sie sind auch wirklich in die Falle gegangen. Aber Sie haben Ihr Geld vergeblich hingegeben, der arme beklagenswerthe König konnte nicht gerettet werden, und er ist im Temple als Gefangener der Republik gestorben. Hüten Sie sich wohl, irgend einem Märchen Glauben zu schenken, denn ich sage Ihnen, mich würde man nicht dazu bringen, ein Gläubiger zu werden. Ich bin jetzt der rechtmäßige König von Frankreich, ich bin Ludwig der Ahtzehnte, und ich bin fest entschlossen, jeden Prätendenten, der sich unterfangen wollte, sich für Ludwig den Siebenzehnten auszugeben, nicht bloß für einen Betrüger zu erklären, sondern ihn auch als einen Hochverräther und Rebellen zu bestrafen und unschädlich zu machen. Merken Sie sich dies wohl, und warnen Sie deshalb Ihren räthselhaften Neffen, daß er keine Komödie spielt, die für ihn jedenfalls zu einer Tragödie werden, und mit seinem Tode enden könnte.“ Dies waren die Worte des Grafen von Lille,“ fuhr der Prinz von Condé aufathmend fort, „und Sie begreifen

nun, weshalb ich Sie so plötzlich, und so geheimnißvoll aus meinem einsamen Schloß fortführen und hierher bringen ließ.“

„Ich begreife Alles,“ seufzte Louis Charles schmerzlich, „ich begreife, daß es für mich besser gewesen wäre, wenn Sie mich nicht befreit hätten, sondern wenn ich gestorben wäre, wie mein Vater und meine Mutter gestorben sind.“

„Wir müssen unsere Hoffnungen auf die Zukunft richten,“ sagte Condé traurig, „denn ich gestehe es zu, in der Gegenwart ist für Sie wenig zu hoffen, und es giebt kaum einen Ort, wo Sie sicher sind vor den Verfolgungen und den Dolchen Ihrer Feinde. Die Republikaner wünschen eben so sehr Ihren Tod als die Royalisten. In Frankreich bedrohen Sie beide Parteien, und wollte ich nun jetzt das Aeußerste wagen, wollte ich Sie an irgend einen der europäischen Höfe bringen, den Souverain mit Ihrer Ankunft bekant machen, und für Sie Beistand und Hilfe ersuchen, so würde ich nirgends Glauben finden, denn die französische Republik nicht allein, sondern auch der Graf von Lille würde Protest einlegen und Sie öffentlich vor ganz Europa desavouiren. Es ist deshalb dringend nöthig, daß Sie, um vor Ihren Feinden gesichert zu sein, für einige Zeit noch verschwinden, und daß wir vorständig und geduldig die Zeit abwarten, welche geeignet ist, Sie wieder auf den Schauplatz zurückzuführen.“

„Glauben Sie, daß diese Zeit jemals kommen wird?“ fragte der Prinz mit einem traurigen Kopfschütteln.

„Ich glaube es, und vor allen Dingen, ich hoffe es,“ erwiderte Condé rasch. „Die größte Schwierigkeit ist nur, für Sie einen Aufenthaltsort zu finden, wo man Sie nicht vermuthet, und wo Sie daher sicher sind vor allen Nachstellungen. Ich kann Sie ja, zu meinem größten Leidweifen, nicht hier behalten, denn meine Familie ist zu bekant, als daß ich ihr plötzlich einen legitimen Neffen unterschieben könnte, und der Graf von Lille vor allen Dingen würde nicht daran glauben. Ich gestehe, daß es mir sehr viel Unruhe und Kopfzerbrechen verursacht hat, ein sicheres Asyl für Sie zu entdecken.“

„Sie glauben es aber jetzt gefunden zu haben?“ fragte Louis Charles gleichgültig.

„Ja, ich glaube es, oder vielmehr, ich weiß gewiß, daß ich es gefunden habe. Sie müssen dorthin gebracht werden, wo man Sie am wenigsten vermuthet, Sie müssen an einem Orte verborgen werden, wo es Niemand einfallen kann, Sie zu suchen.“

„Und wie heißt dieser Ort?“

„Er heißt Mainz.“

Der Knabe, welcher mit niedergeschlagenen Augen bagesessen, vielleicht nur um seine Thränen nicht sehen zu lassen, der Knabe schaute rasch empor und das tiefste Erstaunen malte sich in seinen schönen beweglichen Zügen.